

**ROBERT MARASCO**

**BURNT**

Haus der toten Seelen

**OFFERINGS**

Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

Mit einem Nachwort von Stephen King

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Burnt Offerings*  
erschien 1973 im Verlag Delacorte Press.

Copyright © 1973 by Robert Marasco

Nachwort: Copyright © 1988 by Stephen King

Veröffentlicht mit Genehmigung Nr. 73'217  
der Paul & Peter Fritz AG in Zürich.

1. Auflage März 2023

Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig

Veröffentlicht durch Vermittlung von Valancourt Books, USA.

Titelbild: Festa Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-052-6

eBook 978-3-98676-053-3

*Für meine Eltern*





»Nicht so schnell, mein Schatz. *Kommando zurück.*«

David, acht, zuckte zusammen, als erwartete er einen Schlag, blieb auf halbem Weg durch das Wohnzimmer wie angewurzelt stehen und wandte sich langsam um. Marian stand in der kleinen Diele am hinteren Ende des Apartments, zwischen den beiden Schlafzimmern. Sie hob steif den Arm und deutete auf Davids Tür.

»Als du nach Hause kamst, sah es dadrin aus wie geleckt«, sagte sie. »Erinnerst du dich?«

Er schlurfte über den Teppich und auf den Holzboden, den sie gerade erst poliert hatte. Seine Sneaker quietschten leise.

»FüÙe heben, bitte«, mahnte Marian, als er an ihr vorbeiging. Sie folgte ihm in sein Zimmer. »Siehst du, was ich meine?«

David zupfte sein Schulshirt vom Türknauf, öffnete den Schrank und griff nach einem Kleiderbügel. »Hab ich vergessen«, sagte er lahm.

»Für so ein schlaues Kind vergisst du mächtig viel.« Sie sah zu, wie er mit dem Bügel nach dem Shirt stocherte. »Wenn du erst die Hose aufhängst, kannst du einen Kleiderbügel sparen, findest du nicht?«

»Die Hose *auch?*«

»Natürlich die Hose auch. Und räum die Schuhe weg.«

Seine Hose lag neben einem Stuhl auf dem Boden. Er hob sie auf und stopfte eines der Hosenbeine durch den Bügel.

»Schatz ...?«, sagte Marian geduldig.

Demonstrativ ließ er den Bügel sinken. »Ich kann das nicht, wenn du zuguckst. Das macht mich nervös.«

»Dann seh ich eben nicht zu.« Sie drehte sich von ihm weg zum Fenster. »Sag, wenn du so weit bist.«

Trotz des Lärms, der vom Hof drei Stockwerke unter ihnen heraufdrang, hörte sie ihn murren. Sie ging zum Fenster und zupfte die kurze rote Gardine zurecht, die gegen die blendende Reflexion des Wohnhauses gegenüber zugezogen war – eine Mauer aus Glas und glattem weißen Stein. Vom Hof her hörte Marian eine laute Frauenstimme, die »Darlene!« brüllte. Sie neigte den Kopf zur Scheibe und spähte nach unten.

Der Hof bestand aus einer großen Betonfläche mit einem fransigen Grasrand; im Grunde war er nicht mehr als ein Durchgang mit ein paar Bänken, der zu den Eingängen des mehrflügeligen Gebäudes zehn Meter weiter führte. Besonders in der Zeit zwischen 15 und 17 Uhr waren die Bänke von Frauen besetzt, hauptsächlich junge Mütter, jede mit einem Kinderwagen in Reichweite.

Sie hörte den Schrei – »Darlene!« – erneut, lauter jetzt, und sah eine junge Frau in Shorts und einer ärmellosen blauen Bluse aufspringen. Sie zeigte auf jemanden außerhalb von Marians Blickfeld. »Jetzt kannst du was erleben!« Zwei Kinderwagen wurden auseinandergeschoben, um

sie durchzulassen. Sie rannte außer Sicht, und aus dem Schrei, der folgte, ließ sich schließen, dass Darlene gerade etwas erlebte.

Die Woche war untypisch warm gewesen – fast 25 Grad, und das Mitte Mai! – und der Hof hatte sich wie jedes Frühjahr in einen geschäftigen, lauten Spielplatz verwandelt. Im Sommer würden die Tage noch länger werden und der Lärmpegel unerträglich.

Sommer. Wohnung. Queens. Das klang schon so unheilvoll. Es war jedes Mal dasselbe.

Sie warf David einen kurzen Blick zu. Er hängte gerade den nun voll beladenen Kleiderbügel zurück und steckte seine Schuhe in den Schuhbeutel. Während er das tat, setzte in der Wohnung unter ihrer ein Klavier ein.

15:30 Uhr. Sie konnte die Uhr danach stellen. Erst Tonleitern, die ersten fünf Minuten oder so noch zögerlich; dann ein Übergang zu Bach oder Beethoven oder woran man in Apartment 2-D diesen Monat auch immer arbeitete. 15:30 Uhr bis 17 Uhr, fünf Tage die Woche. Auch am Ende des Monats noch mit Patzern wie dem gerade, dafür schneller, lauter, routinierter. Schon wieder einer. Sie verzog das Gesicht.

Und noch mal. Und das bei einer *Tonleiter*, um Himmels willen! Eine erneute Beschwerde würde nichts bringen, denn der Mietvertrag war eindeutig: von neun bis neun. Sie konnte nur lächeln und ein wenig fester auftreten.

David warf die Schranktür zu und wandte sich ihr mit in die Hüften gestemmt Armen herausfordernd zu. »Okay?«

»Okay«, sagte sie. Sie überquerte den roten Flokati in der Mitte des Zimmers und ging vor ihm in die Hocke. »Sieht doch gleich viel besser aus, findest du nicht? Gib es zu.«

Würde er nicht. Für ihn hatte es vorher auch gut ausgesehen.

Sie stopfte das T-Shirt in seine Hose und zog ihn an sich, um ihm einen lauten Kuss zu geben. »Ich bin schwierig, ich weiß«, sagte sie mitfühlend. »Aber du bist auch nicht immer einfach.«

Er wollte sich losmachen. »Ich komm zu spät.«

»Zu spät wofür?«

»Zeug.«

»Dann komm halt zu spät. Ich seh dich immer nur, wenn ich mit dir schimpfe. Deshalb schimpfe ich so viel.«

Ungeduldig ließ er zu, dass sie ihm die dicken, dunklen Haare glatt strich. Sie waren wie die von Ben. Ihre waren lang und dunkelblond. Einmal, kurz nach ihrem 30. Geburtstag, hatte sie ein einzelnes graues Haar entdeckt und sofort ausgerissen.

»Denk dran: kein Radfahren auf dem Boulevard. Und um sechs bist du zu Hause. S-E-C-H-S, sechs, klar? Kuss bitte.«

Er küsste sie flüchtig auf die Wange und stürmte, nun wieder munter, aus dem Zimmer.

Marian hockte auf ihren Fersen, bis die Tür zuschlug, dass die Fenster nur so klirrten. Vorübergehend war das Zimmer ordentlich; ein Musterbeispiel eines Jungenzimmers: die *Peanuts*-Kissen auf der Tagesdecke aufgereiht, der kleine, auf Hochglanz polierte

Schreibtisch, das Bücherregal, an den Wänden Footballposter und Pistolenbilder. Daffy Duck und Alfred E. Neumann hingen in trauter Eintracht über dem Bett. Auf der Kommode stand ein Modellschiff und dann gab es noch einen Modell-Mustang, *Dracula* und die *Mumie* und einen mechanischen *Frankenstein*, der seine Hose runterließ und dabei errötete. (Von Tante Elizabeth, die ebenfalls einen hatte.) Sie alle waren gerade erst abgestaubt worden und das Zimmer duftete frisch und gut, wie der Rest des Apartments.

Die Tür knallte und die Vorhänge bauschten sich sacht. Marian spielte geistesabwesend mit dem Flor des Teppichs. Sie spürte, wie vom Klang des Klaviers der Boden vibrierte. Instinktiv wollte sie auf den Teppich trommeln, aber es war so schon peinlich genug, der Frau im Flur oder am Briefkasten zu begegnen. Sie fand einen weißen Faden und zupfte daran; dann war da ein bisschen Ruß, der ihre Finger verschmierte; und dann, als sie sich kniend vorbeugte und den Flor untersuchte, auch noch ein paar blaue Fasern wie von ihrem Schlafzimmerteppich. Sie machte sich eine mentale Notiz, den Staubsauger auszuleeren. Dann legte sie ihre Hand auf den Teppich und strich den Flor glatt, stand auf, ging zum Schrank und hängte Davids Kleidung richtig auf.

Eine Minute lang starrte sie einfach nur in den Schrank. Die Tonleitern von unten waren endlich zu Bach übergegangen, und vielleicht gefiel ihr der Bach von 2-D doch ganz gut, denn etwas in der Melodie brachte sie dazu, Davids Anzugjacke zu berühren, seinen Regenmantel und den verschlissenen blauen

Bademantel, den sie eines Tages würde ersetzen müssen – ob sie wollte oder nicht. Dieses Gefühl und das Lied, das von unten heraufdrang – inklusive Patzern –, ließen sie ans Fenster treten, wo sie wartete, bis er den Hof überquerte. Das tat er nicht, aber hätte er, hätte sie »David!« gerufen und ihm eine Packung *Yankee Doodles* runtergeworfen.

Das Apartment bestand aus vier ausreichend großen Zimmern mit Wänden, von denen der Putz bröckelte, obwohl Ben sie regelmäßig verspachtelte, und Parkettböden, die sich neben zwei der Türschwellen leicht, aber merklich hoben. Einmal im Monat machte Marian Großputz und wachste und polierte das Holz. Und mindestens einmal im Monat rutschte Ben auf seinen Socken aus, packte die mit Samt bezogene Lehne eines abgestoßenen Ohrensessels und rief: »*Herr im Himmel!*«

Das ganze Gebäude war alt. Es lag an einem breiten, belebten Boulevard in Queens, an dem sich Supermärkte, Bars, Burgerketten und diverse chinesische und italienische Lieferrestaurants aneinanderreiheten. Zwei Blocks weiter lag eine Feuerwache und über ihnen die Einflugschneise zum LaGuardia-Flughafen. Hier wohnten hauptsächlich frisch verheiratete Paare und Singles in den neueren Häusern, ältere Menschen und Chiropraktiker in den übrigen. Und die Rolfes – Ben, Marian und David –, die hier seit vier Jahren lebten und 160 im Monat bezahlten.

Ein Schnäppchen und obendrein 30 Dollar günstiger als ihre vorherige und erste gemeinsame Wohnung, eine vollgestopfte Dreizimmerbude weiter draußen in

Queens. Einer uralten Tradition folgend, waren sie auf der Suche nach mehr Platz umgezogen, wie auch die meisten der jungen Paare eines Tages dieses Viertel verlassen und sich in niedlichen Häusern in Nassau oder Suffolk niederlassen würden. Genau wie die Rolfes, da war sich Marian sicher; sie hinkten nur ein wenig hinterher.

Vor vier Jahren hatten sie festgestellt, dass eine kleine Dreizimmerwohnung nicht mehr alles beherbergen konnte, was sich in fünf Jahren Ehe angesammelt hatte. Besonders in einer Ehe mit Marian, die, wie sie selbst zugab, fast schon habgierig war – oder wie Ben es mal in einem seiner seltenen Wutausbrüche genannt hatte: »Ein gottverdammter Messie.« Also waren sie, statt weiterhin seitlich oder gebückt von Raum zu Raum zu gehen, umgezogen. Hin zu mehr Platz, Geldersparnis und Bequemlichkeit.

Das Gebäude war groß und bei Gott lebhaft. Es war voller schwangerer Frauen, kleiner Kinder, die im Treppenhaus herumschrien, und großer Kinder, die den Aufzug mit Obszönitäten vollkritzelten, wenn der mal funktionierte. Voller Küchengerüche und mit einem alten Mann, der immer an die Briefkästen pinkelte; mit klopfenden Heizungen, suspekten Wasserleitungen. Mit einem Kakerlaken-Problem und einmal auch einem schrecklichen Mäuse-Problem. Verantwortlich für ein Mindestmaß an Wartung war ein polygyner Schwarzer, Mr. Ives, von allen nur »Das Phantom« genannt.

Mit jedem Jahr wirkte Apartment 3-D weniger wie ein Schnäppchen, zumindest fand das Marian, die den Großteil ihrer Zeit hier verbrachte. (Drei-, viermal im

Jahr half sie kurzfristig in irgendwelchen Büros aus, um bei der Finanzierung eines unwiderstehlichen Neukaufs zu helfen – eine französische Speiseanrichte oder, ihr edelster Besitz, ein Mahagoni-Goldbronze-Schreibtisch.) Immer im Mai, wenn der Sommer näher kam, wurde sie launisch, reizbar; dann putzte und wienerte sie wieder und wieder das Apartment. (»Herrgott«, sagte Ben, »das ist ja wie Dunsinane!« Als er ihr die Anspielung erklärt hatte, hatte sie ihn gehohelt.)

Statt sich geduldig Bens Beschwerden über Mr. Byron, den High-School-Direktor, oder die dummen Schüler oder Miss MacKenzie, die Idiotin, die der Englischabteilung von Tilden vorstand, anzuhören, ließ Marian ihre eigene Litanei vom Stapel. Dann schimpfte sie über die Hitze, den Lärm und den Ruß überall, die Eintönigkeit, die elende Langeweile der Stadt im Sommer. Stadt? Zur Hölle. *Queens*.

Platz, Geldersparnis, Bequemlichkeit – zwischen Juni und September, wenn die Wohnung ihrer Meinung nach absolut unbewohnbar wurde, verloren sie jegliche Relevanz.

Warum sollten sie es denn nicht tun, wenigstens einmal? Die Möbel gegen den Staub abdecken, den Schlüssel bei Tante Elizabeth lassen und dann an einen kühlen, ruhigen Ort flüchten. Irgendwohin. Sie konnte doch immer noch im September irgendwo dafür arbeiten.

Sie hatte erst vor ein paar Stunden abgestaubt, und schon lag wieder eine Schicht Ruß auf dem Fenstersims im Schlafzimmer. Sie hob den Vorhang an, blies über den doppelten Sims, bis ihr die Puste ausging, und

schloss dann das Fenster. Die Mauer aus Glasfenstern und weißen Steinen gegenüber war von allen Zimmern aus zu sehen. Und wie Marian jetzt feststellte, war auch die Aufseherin auf ihrem Posten und beobachtete den Trubel im Hof. Die dicke Frau stand scheinbar immer an dem Fenster im vierten Stock, wie ein gigantischer Wasserspeier, stützte sich auf ein Kissen und starrte teilnahmslos vor sich hin. Ben bestand darauf, dass sie eine Hausgöttin und von der Hüfte abwärts nackt war.

Marian setzte noch »ungestört« zu ihrem kühlen, ruhigen Irgendwo. Endlich mal ein kleines bisschen Privatsphäre. Wenigstens einmal Liebe machen können, ohne das Fenster schließen und die Rollos runterlassen zu müssen. Ohne Sorge wegen der Betten auf der anderen Seite der Wand, des Bodens, der Decke. (Sie sorgte sich zumindest; Ben konnte das kaum gleichgültiger sein.) Sie liebten sich bei Licht, und eines Tages war in der Wohnung über ihnen irgendetwas Schweres runtergefallen und hatte beim Aufprall die Rollos hochschnellen lassen, sodass sie einer ganzen Wand erleuchteter Fenster preisgegeben waren.

»Ich komm mir vor wie eine Witzfigur«, hatte sie Ben gesagt, als sie wieder ins Bett gekommen war. Er hatte schallend gelacht; da hatte sie sich weggedreht und geschlafen, was ihn zum Schweigen gebracht hatte.

Gut, vielleicht übertrieb sie – aber nur um ihren Standpunkt zu unterstreichen. Womöglich war es ja doch nicht so schlimm. Aber womöglich eben doch. Nur ein, zwei Monate rauskommen, dann würde sie garantiert erfrischt zurückkehren und ihre galoppierende Paranoia die nächsten neun Monate im Zaum halten können.

Gestern hatte sie den Immobilienteil der *Times* durchgesehen und Ben die vielversprechenderen Angebote vorgelesen. Aber der hatte nur unverbindlich gegrunzt. Sie hatte nicht weiter darauf beharrt; sonntags wirkte der Sommer weniger bedrohlich. Heute dagegen war er real, genau in Hörweite und so was von im Anmarsch. Der Gedanke, ihn in Queens verbringen zu müssen, bis auf – vielleicht – zwei Wochen im Norden und gelegentliche Ausflüge nach Jones Beach oder Dear Mountain, war unerträglich. Ben hatte den ganzen Sommer über frei; es gab keinen Unterricht, keine Sommerschule. David hatte ebenfalls frei; und sie war mehr als frei. Und pleite waren sie auch nicht gerade.

Überzeugt nickte sie und ging ins Wohnzimmer. Unter ihr hämmerte das Klavier. Sie beugte sich zum Zeitschriftenständer und schnappte sich die *Times*, die noch auf der Seite mit den Ferien- und Wochenendhäusern aufgeschlagen war. Erneut scannte sie die Spalten und konzentrierte sich auf die besseren Angebote, die sie gestern eingekreist hatte. (»Einen runterholen«, hatte Ben es genannt.) Bald schon hörte sie nicht mal mehr das Geklimper.

Bushaltestelle, Hydrant, Einfahrt. Das verdammte Viertel war schon schlimmer als Manhattan. Am Boulevard waren zwei Parkplätze frei gewesen, aber beide mit Parkuhren, und einer auf der 39th Street – zu klein für den Camaro. Er war schon zweimal um den Block gefahren und hatte es auch in einigen Seitengassen versucht, deren Einbahnstraßenschilder ihn einfach nur immer weiter weg von seiner Wohnung geführt hatten.

Vor zehn Minuten war er an seinem Wohnhaus vorbeigefahren, das jetzt irgendwo hinter den Carleton Towers und Gibson Arms und Mayberry Heights lag. Wer zum Teufel waren Carleton und Gibson und wo waren die beschissenen Heights? Und warum artete es an vier von fünf Tagen dermaßen aus, einen mickrigen gelben Kleinwagen zu parken?

Die Ampel sprang auf Rot. Ben schlug auf den Aktenkoffer neben sich, rief »Scheiße!« und griff nach einer Zigarette.

Über den spindeldürren Bäumen, die schon fast in vollem Laub standen, donnerte ein Jet vorbei. Vier oder fünf Jungen in Davids Alter kamen ihm auf ihren Fahrrädern entgegen. An der Kreuzung hörten sie auf, in die Pedale zu treten, und einer von ihnen geriet auf die Gegenfahrbahn und musste mit einem plötzlichen Schwenk einem zum Glück langsam fahrenden Auto ausweichen.

Ben runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. Vortrag über sicheres Radfahren. Noch heute.

Der Lehrer in ihm wollte den Jungen etwas zurufen, besonders dem Kleinen, aber 15 Meter weiter stieg gerade jemand auf seiner Straßenseite in einen geparkten Wagen. Nervös fixierte er abwechselnd die Ampel, die Autos, die bedrohlich auf ihn zukamen, und den heimtückischen Bastard, der über die Seitenstraße auf die grüne Ampel zufuhr.

Na los, blödes Ding, spring um! Die Frau stieg ein und ihre Rücklichter leuchteten auf. Ratternd und wackelnd setzte sich der Wagen in Bewegung und gab den Platz frei. Ben ließ den Camaro ein paar Zentimeter

nach vorn rollen, die Ampel wechselte auf Grün, und er beschloss, dass es doch einen Gott gab.

Als er an der Imbissstube gegenüber seinem Wohnhaus angekommen war, hatte Ben bereits vergessen, wo er zehn Minuten zuvor geparkt hatte. Diese Erkenntnis traf ihn völlig unerwartet: ein plötzliches Zucken wie nach einem Stoß in die Rippen und eine leise, missgünstige Stimme, die ihn fragte: »Und nun, Schlaumeier, wo hast du ihn abgestellt?« Er nahm eine Ausgabe der *Post* und ein Päckchen Zigaretten, bezahlte bei der alten Lady, die niemals lächelte, und verließ den Imbiss mit einem Blick auf die Schlagzeilen. An der Ecke wartete er auf Grün und ging im Kopf die Strecke zu seinem Wagen nochmals durch, obwohl er natürlich genau wusste, wo er stand. Nur zur Sicherheit. Zwei Blocks geradeaus, rechts bis zur Ampel, links bis zur nächsten und Bingo. Er überflog die Titelstory – New York war mal wieder nahezu pleite, ein langweiliger Paragraf über Budgetkürzungen – und hielt dann inne. Da waren *drei* Ampeln: Zwei hatte er geschafft, an einer hatte er halten müssen. Das Kind auf dem Fahrrad, so alt wie Davey ... Herrgott, das war doch dämlich. Er *wusste*, wo er das verdammte Ding geparkt hatte. Er faltete die Zeitung zusammen und schob sie sich unter den Arm.

Ein Bus ratterte nahe am Bürgersteig vorbei. Er wandte das Gesicht von den Abgasen ab, nahm den Aktenkoffer in die linke Hand und lockerte seine Krawatte. Die Sorge blieb, nagte an ihm, nervte. Er versuchte sie abzuschütteln und über Wichtigeres nachzudenken – die Finanzkrise, Lärm, Korruption an höchster Stelle,

Verkehr, Umweltverschmutzung; den dräuenden, hässlichen Steinhaufen auf der anderen Straßenseite. Das war doch kein Ort, um ein Kind großzuziehen.

Nassau, Suffolk, es gab Alternativen, oder etwa nicht? Sogar Rockland oder noch weiter draußen. Marian hatte recht: Die Stadt wurde mit jedem Tag weniger reizvoll und dafür aufreibender. Vielleicht sollten sie endlich ernsthaft darüber nachdenken. *Das* war wichtig, viel wichtiger als die Tatsache, dass er wirklich nicht mehr wusste, wo das verdammte Auto stand.

Sollte er jetzt gleich suchen oder lieber morgen eine Viertelstunde früher losgehen und die Straßen wie der geistesabwesende Trottel abgrasen, der er offensichtlich war?

Er nahm den Aktenkoffer wieder in die rechte Hand. Seine Jacke klebte an ihm. In der Nähe plärrte ein Radio, und jemand hupte wie irre hinter einem Auto her, das eine verbotene Wendung machte. Ein Teil seines Geistes war wie abgeschaltet, schlief, und die Geräusche zerrten an ihm wie schwer verdauliches Essen. Anspannung. Von all den Ärgernissen seines Tages – den frustrierenden, nervigen, dummen Ärgernissen, über die er sich *wirklich* aufregen konnte.

Er fragte sich, wie lange es wohl dauerte, bis man überschnappte. Bevor der vernünftige Teil seines Geistes sagte »Mir reicht's, Kumpel, du bist jetzt auf dich allein gestellt«, sich abseilte und wegflog wie ein Luftballon. Hoch und immer höher ...

Er atmete tief durch, verfolgte den Flug über sein Wohnhaus hinweg, blies die Wangen auf und machte ein Plopp-Geräusch. Das kleine Mädchen neben ihm,

das er jetzt erst bemerkte, blickte zu ihm hoch. Lächeln, Schätzchen. Er wiederholte das Geräusch für sie, etwas kunstvoller, und dieses Mal hob sie die Hand an den Mund und kicherte.

»Hi«, sagte er. »Was hast du da in deiner Tasche?«

»*Ring-Dings*«, sagte sie nach einem Moment und kicherte wieder.

»Was sind *Ring-Dings*?«

»Kuchen«, sagte sie, und Ben hörte im Unterton »Idiot«.

Die Ampel sprang um und das Mädchen rannte auf langen, dünnen Beinen über die Straße.

Auf der anderen Straßenseite hielt er nochmals kurz an, überlegte erneut, wo das Auto sein mochte, beschloss, dass ihn das jetzt nicht zu kümmern brauchte, und ging auf den Eingang seines Hauses zu. Mit einem Nicken und einem freundlichen »Ladys« grüßte er die Gruppe älterer Frauen, die dort plaudernd und die Autos beobachtend auf ihren Klappstühlen saßen.

Im nach Kohl riechenden Vorraum traf er Mr. Girolamo, der letztes Jahr einen Herzinfarkt gehabt hatte und nun seine Zeit damit verbrachte, auf den Postboten zu warten. Mr. Girolamo fragte, ob es heiß genug für ihn sei, und Ben antwortete, natürlich, und wollte wissen, wie es ihm dieser Tage so ging. Gut, gut. Der Aufzug, ergänzte er, sei am Morgen repariert worden. Na, dann mal abwarten, was als Nächstes kaputtgeht, meinte Ben, und Mr. Girolamo, der 60 war und wie 80 aussah, lachte verhalten.

Marian hatte sich umgezogen und trug nun statt Jeans und ihres ausgebleichten Arbeitshemds eine hellblaue Bluse, die ihre Augen betonte, und einen roten Jeansrock. Gerade kämmte sie sich vor dem Badezimmer-spiegel. Irgendwo im Haus wurde eine Toilettenspülung betätigt, und hinter dem geblühten Duschvorhang tropfte es stetig, sodass sich die Keramik an der Stelle blau verfärbte. Solche Geräusche waren Alltag; sie nahm sie kaum noch wahr. Der Kamm glitt lautlos in langen Strichen durch ihr Haar. Dann hielt sie inne, beugte sich näher an den Spiegel und drehte ihr Gesicht ein wenig nach rechts. Mit einem Finger fuhr sie über ihre Schläfe und teilte die Strähnen dort. Über dem Spiegel hingen vier zylindrische Lampen (eine von Bens »Aus Scheiße Gold machen«-Aktionen); sie drehte eine davon – eine weiße, keine von den rosafarbenen –, sodass sie ihren Kopf beleuchtete.

Falscher Alarm. Sie drehte die Lampe wieder zurück. Über 30, sagte sie gedanklich zum Spiegel, leb damit.

Sie spülte den Kamm ab und wischte über die pinkfarbene Marmor-Ablage (ihre eigene, sie gehörte nicht zur Wohnung), wobei sie die bunten Flaschen und Tuben und das Glas mit den »hübschen« Seifen zurecht-rückte.

Als sie den Schlüssel in der Tür hörte, strich sie sich rasch ein paar Haare von den Schultern und machte das Licht aus. Es roch nach Flieder.

»Ich bin's«, rief Ben.

Auf seinem Weg ins Wohnzimmer sah er die Post durch und legte sie beiseite. Marian schlang ihm die Arme um den Hals, sagte »Hi, Baby« und küsste ihn.

Die Zeitung mit ihren Markierungen lag neben dem Telefon auf dem Schreibtisch. Er hatte sie noch nicht bemerkt.

»Heiß heute!«, sagte Ben und machte sich von ihr los. Er schnüffelte. »Es riecht nach Zitronenöl.«

»Ich war ein fleißiges Mädchen«, antwortete sie. »Wie wär's mit einem Bier?«

»Gern«, sagte er und murrte beim Geräusch des Klaviers aus dem Stockwerk unter ihnen. Als sie das Zimmer verließ, grollte er genervt noch etwas lauter.

In der Küche gab es einen kleinen Essbereich neben dem Fenster mit den hellen, fröhlichen Vorhängen. Der Vinylboden mit dem Rosenmuster strahlte. Marian nahm zwei Bier aus dem Kühlschrank und griff dann in den altmodischen Glasschrank, dessen Türen sie hellgrün angemalt hatte. Jeden Moment würde er die Zeitung mit den ganzen verdächtigen Telefonnummern und an- und durchgestrichenen Anzeigen sehen.

Hätte sie mit den Anrufen lieber warten sollen? Dafür war es jetzt zu spät. Vor der großen Lochplatte, an der ihre glänzenden Kupfertöpfe hingen, goss sie das Bier ein.

»Ich ertrag es nicht mehr!«, rief Ben plötzlich aus dem Wohnzimmer. Er hob die Stimme zur Parodie eines Kreischens: »Ich halte es nicht aus!«

Sie blickte auf, aber bevor sie etwas erwidern konnte, begannen die Töpfe zu wackeln und zu schep-  
pern. Die ganze Wohnung bebte, selbst der Küchen-  
fußboden vibrierte. Aus dem Wohnzimmer erklang  
ein gedämpftes Bumm, Bumm, Bumm, dazu das Klir-  
ren von Glas.

»Herrgott!«, rief sie. »Ben!«

Sie eilte nach nebenan und sah Ben, der auf dem Teppich auf und ab sprang, direkt über dem Geräusch des Klaviers. Die Lampen schaukelten hin und her und eine Porzellanfigur hüpfte bedrohlich aufs Ende eines Beistelltisches zu. Sie fing sie auf, sah sich besorgt um und rief: »Du bist verrückt, hör auf, Ben. Hör auf!«

Nach einem letzten Sprung hörte er tatsächlich auf, denn das Klavier unter ihnen verstummte. »Horch«, flüsterte er. »Ich glaube, es hat funktioniert.«

»Du bist total irre. Durchgeknallt.« Sie ging durchs Zimmer, rückte Bilder und Wandleuchten gerade und kontrollierte die Lampen und Schalen und Figürchen und Vasen, die sämtliche polierten Oberflächen bevölkerten.

»Der hab ich's gezeigt«, sagte er. Das Klavier schwieg.

»Sehr witzig, echt richtig witzig.« Überraschenderweise war nichts zu Bruch gegangen. Ihre panische Miene entspannte sich zu einem hilflosen, zögerlichen Lächeln. Sie schüttelte den Kopf. »Idiot.«

»Wo bleibt das Bier?«, fragte er und ließ sich auf die Couch fallen.

Als sie mit den beiden Gläsern zurückkam, hatte das Klavierspiel wieder angefangen, genauso laut wie zuvor. Ben warf seine Hände in die Luft. »Das muss eine Verschwörung sein. Die ganze elende Stadt will mir eins reinwürgen.« Er klopfte auf das Kissen neben sich. Marian reichte ihm sein Glas, zog zwei Untersetzer heran und setzte sich dann zu ihm.

»Das musst *du* jetzt mit ihr ausmachen«, sagte sie und nickte in Richtung des Bodens.

»Die alte Schlampe wird einen Scheiß mit mir ausmachen.« Er trank einen Schluck. »Sie wird glauben, dass du es warst. Zumindest werd ich ihr das erzählen.«

»Das würdest du wirklich, nicht wahr?«

»Na, jeder kämpft für sich allein.«

»Hey«, sagte sie nach einem Moment des Schweigens. »Ich hab eine tolle Idee.«

»Ach ja?«

»Lass uns umziehen.«

Er lächelte ins Leere und zog sie an sich. Sein Hemd war mittlerweile aufgeknöpft. Sie spielte mit dem Saum und ließ dann ihre Hand hineingleiten, wo sie seine Brust rieb, die fest und feucht war.

»Da unten ist überhaupt niemand, weißt du?«, sagte sie überzeugt. »Nur ein Klavier, das von selbst spielt. Und über uns Füße, die hin und her rennen. Keine echten Menschen, nur die Geräusche eines Wohnblocks.« Sie lief mit ihren Fingern seine Brust hinauf. Er sank tiefer in die Couch, bis sein Kopf die Wand hinter ihnen berührte. »Entspannter?«, fragte sie.

»Auf einem guten Weg.« Er seufzte lange, dann legte er die Füße auf den Couchtisch. Marian beugte sich vor und schob die kristallene Zigarettenkiste beiseite.

»Hab ich dir je von meinem letzten Zusammenbruch erzählt?«, fragte er.

»Nein.«

»Sollte ich mal machen.«

Sie nickte. »Auch nach neun Jahren gibt es noch Neues zu erfahren. Meinen die Leute das, wenn sie sagen, dass die Ehe ein Abenteuer ist?«

Er streichelte sanft ihr Knie.

Ausdruckslos musterte er einen kleinen Riss an der Decke. Hinter ihm konnte sie in die Fenster des Nachbarhauses sehen. Eine Gestalt in gestreifter Unterhose lief durch eins der Apartments.

»Wie war dein Tag?«, fragte sie schließlich. »Oder sollte ich lieber nicht fragen?«

»Du solltest nicht, hast aber«, meinte er schlaff. »Wie soll er gewesen sein? Die Kinder waren auf Zack, voll dabei. Alle in Höchstform. Und zum krönenden Abschluss eine Kollegiumssitzung, unglaublich interessant ...«

Er rülpste und sie sagte: »Schwein.«

Er wandte ihr das Gesicht zu und sein Lächeln wirkte unschuldig und verletztlich. Ob er nun wirklich über den Berg war, wie er behauptete, oder nicht, sie fand dieses Lächeln unwiderstehlich.

»Weißt du was?«, fragte er. »Was ich tue, gefällt mir nicht besonders.« Er sagte das, als wäre es eine neue Erkenntnis.

»Das sagst du jedes Jahr um diese Zeit.«

»Und ich meine es jedes Mal so.«

»Noch einen Monat, richtig? Das schaffst du.«

»Diesmal nicht, Baby. Ich drehe durch.« Er setzte sich auf und sah sie von der Seite an. »Ich hab das Auto verloren.«

»Wie hast du das geschafft?«

Er erzählte es ihr. Sie lachte, aber er verstand nicht, was sie daran so lustig fand. »Es ist ein Zeichen, verstehst du?« Er machte ein Geräusch, als würde etwas Großes zusammenstürzen. Soundeffekte beherrschte er besonders gut.

»Du meinst ...?« Sie hob den Zeigefinger an die Schläfe und ließ ihn kreisen. Seine Stimmung schien plötzlich zu kippen, und statt irgendwie zu reagieren – zum Beispiel heftig zu nicken –, griff er nur still nach einer Zigarette. »Wurde ja auch Zeit, dass du dich uns Übrigen anpasst«, sagte sie, aber Ben schien sie nicht zu hören. Er musste abgelenkt sein, vielleicht vom Klavier oder von den Kindern, die unten spielten. Oder dem Bier. Bier stieg ihm schneller zu Kopf als Wein. Er trank nur selten etwas.

»Hey«, sagte sie und schubste ihn.

Was auch immer seinen Körper kurz verlassen hatte, kehrte nun zurück. »Hi«, sagte er.

»Ich hab die Lösung für all unsere Probleme«, verkündete sie fröhlich. »*Flucht*.« Bei dem Wort sprang sie auf und sprach weiter, während sie das Zimmer durchquerte: »Jetzt werd nicht gleich böse, sondern hör mir erst zu.«

Mit einem Blick über die Schulter stellte sie fest, dass er sich seine Zigarette anzündete. Sie nahm die Zeitung und einen grünen Aschenbecher vom Schreibtisch und brachte beides zur Couch. Als er die Zeitung sah, ließ er sein Kinn schlaff hängen und atmete eine Rauchschwade aus. Marian konnte in den Partikeln regelrecht Sterne, Wirbel und Ausrufezeichen sehen. »Halt die Klappe«, sagte sie.

Sie stellte den Aschenbecher vor ihn, obwohl neben ihm auf dem Beistelltisch noch einer stand, dieser aus fein ziseliertem Belleek-Porzellan. Ben wartete, bis sie sich vor ihm auf dem Boden niedergelassen hatte.

»Ihre Pose wurde demütig«, sagte er in übertrieben getragendem Ton.

»Hör zu.« Sie schubste ihn nochmals an, räusperte sich und las vor: »Einzigartiges Ferienhaus. Ruhig, frei stehend. Perfekt für große Familie. Pool, Privatstrand, Anlegestelle ...«

Er lachte.

»Hör zu!« Sie las weiter: »Ganzer Sommer. *Sehr günstig*, für die richtigen Gäste.« Die Betonung kam von ihr.

»Rassistenschweine«, sagte er.

»So meinen sie das nicht.« Sie hielt ihm die Zeitung hin wie eine besonders schöne Tomate. »Zweieinhalb Stunden außerhalb der Stadt. Es könnte kaum besser sein.«

»Welche Stadt?«, fragte er. »Warschau?«

»New York, Dummchen.«

»Und sehr günstig, hmm?«

»So steht es da.«

Ben legte seine Zigarette ab, schob die Zeitung beiseite und nahm ihre beiden Hände, sodass sie in einer noch unterwürfigeren Pose dasaß. »Schatz«, sagte er, »dieser Tisch war günstig, erinnerst du dich?« Er nickte zu dem antiken Schreibtisch, auf dem seine Papiere lagen und auch einige seiner Bücher. Meistens arbeitete er am Küchentisch.

»Was hat der damit zu tun?«

»Eine Lektion in Sachen Semantik, Abstieg und Fall von Wortbedeutungen.«

»Ach, hör auf. Wir sind hier nicht in deinem beschissenen Klassenzimmer.«

»Ein Glück.« Er sprach weiter, bemüht, locker zu klingen statt vorwurfsvoll: »Der Bücherschrank war

günstig, zumindest haben sie das gesagt, und die schicken Stühle ...«

»Bergères.«

»... die Beistelltische, die Lampen, der Nippes und weiß der Himmel, was du noch alles in irgendwelchen Schränken hortest. ›Günstig‹, oder eher eine Verhöhnepipelung des Wortes, hat uns in neun Jahren gerade mal 2000 ansparen lassen.«

»Und das sind vermutlich 2000 mehr, als die meisten anderen Leute haben«, sagte sie. »Warum schäumst du denn gleich so, Herrgott?«

»Weil ein Haus mit einem Strand und einem Pool und einem Anleger garantiert nicht günstig wird, o nein. Das sollten wir mal schön im Keim ersticken.«

»Ben J. Negative. Immerzu der Pessimist.«

»Wir können uns kein Sommerhaus leisten.« Er hob und senkte ihre Hände im Takt seiner Worte. Die mit Telefonnummern und Kritzeleien geschmückte Zeitung fiel zwischen ihnen zu Boden. »Was ist denn so schlimm an zwei Wochen Upstate, drei Wochen, wenn du willst?«

»Würg!«, machte sie und zog ihre Hände weg. Einen langen Moment sahen sie einander nur an, Marian mit einer übertriebenen Schnute, die ihm zeigen sollte, wie gemein und unvernünftig er war.

»Benjie«, winselte sie dann und drängte sich an ihn. »Warum bist du so fies?« Sie kroch zwischen seine Beine und legte ihr Gesicht an seine Brust. Ihr Haar fiel über seine Arme.

Er wartete, bis sie in Position war. Dann sagte er: »Ich verstehe.«

»Was verstehst du?« Sie sprach die Worte gegen seine Brust.

»Deinen Körpereinsatz. Du willst mich verführen, damit ich Ja sage.«

»Traust du mir zu, so billig und durchschaubar zu sein?« Sie umarmte ihn fester. »Wir könnten es uns wenigstens ansehen, oder? Nur um zu beweisen, wie recht du hast und wie schlau und vernünftig du bist.« Sie blickte zu seinem Kinn hoch. In ihrem Gesicht, falls er es sehen konnte, stand Hilflosigkeit. »Ich hab sie nämlich ... schon angerufen.«

»Du hast sie angerufen«, wiederholte er ruhig.

»Diese süßen kleinen Lebkuchenhausleute, die so günstig vermieten. Sie erwarten uns.«

»Wann?«

»Samstag?«, fragte sie. Seine Ruhe ermutigte sie. »Denk doch nur, Benjie – eine entspannte Fahrt inmitten von Wiesen, ein Picknick mit all deinen Lieblingsnacks. Lass mich keine Lügnerin sein, sag Ja.«

»Nein.«

Aber natürlich würde er nachgeben, wie er es all die Jahre getan hatte.

Er hatte die üblichen Worte gesagt, hatte den obligatorischen Protest angestimmt, und sie hatte entsprechend reagiert. Sie würden mit den »günstigen« 1000-Dollar-im-Monat-Strandhäusern anfangen und sich langsam zu den schäbigen Seehütten oder den Bungalow-Kolonien mit brüllenden Kindern und Fünftageswitwen durcharbeiten. Queens an einem anderen Ort. Feldbetten, klapprige Möbel, ramschige Landschaftsbilder an den Wänden und blanke Holzböden, die ständig feucht und

voller Sand waren. Er sah Marian schon vor sich, wie sie in diesem Ambiente verzweifelte.

Sie schwieg und wartete darauf, dass er nachgab. Er spürte eine heimliche, heimtückische Berührung in seinem Hosenbein.

»Ich schätze«, sagte er schließlich, »man kann den Samstag schlimmer verbringen.«

Sie lächelte, aber alles andere als triumphierend. Ihre Stimme klang fast reuig. »Du bist nicht böse, oder? Wegen der Telefonate? Ich hätte warten sollen, ich weiß, aber manchmal bist du ... Und das *liebe* ich an dir, ich liebe es wirklich und wahrhaftig – du bist so unfassbar negativ manchmal.« Sie brachte ihr Gesicht auf eine Höhe mit seinem. »Wenn es klappt, wäre das so gut für uns. Keine Sorgen wegen Davey und diesem verdammten Fahrrad. Oder wegen mir, wo wir schon dabei sind; du musst dich nicht fragen, ob ich noch hier bin oder längst zerschmettert auf dem Gehweg unten liege, weil ich noch einen Sommer in diesem Mülleimer verbringen muss.«

»Ich bin nicht böse.«

»Das ist mein Benjie.«

Er wand sich unbehaglich. »Was ich auf jeden Fall bin, ist ein bisschen scharf. Und wenn du den Leuten da draußen nicht eine echt heiße Show bieten willst ...« Er schob sich auf der Couch nach oben und befreite sich von Marian, die einen raschen Blick zum offenen Fenster warf. Die Aufseherin hing immer noch an ihrem Fensterbrett, die fetten Brüste darauf abgelegt. Unter ihnen dröhnte und tönte der Hof. »Außerdem«, meinte er und kicherte leise, »haben wir kein Auto mehr. Erinnerst du dich?«

Während er das sagte, donnerte das Klavier einen misstönenden Höhepunkt, und der Name Mayberry Heights fiel ihm ein. Und das Gebäude einen halben Block davon entfernt auf der Wood Avenue, wo er den Camaro – auf jeden Fall, ohne Frage – vor dem großen Fenster der Lobby geparkt hatte. Er erinnerte sich klar und deutlich an den Plastikfarn, die Lampe und die Stühle dort, alles fest an die Wände gekettet.



Robert Marasco (1936–1998) wurde in der Bronx geboren. Er arbeitete als Lehrer, bevor er sich 1970 mit ›Child's Play‹, einem Drama über unheimliche Vorfälle an einer katholischen Jungenschule, dem Schreiben zuwandte. Das Stück wurde ein Überraschungserfolg und lief für 343 Vorstellungen am Broadway.

Der Horrormoman *Burnt Offerings* war ein Bestseller. 1976 verfilmte ihn der Regisseur Dan Curtis mit Oliver Reed, Karen Black und Bette Davis.

Infos, Leseprobe & eBook:

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)